

DOKUMENTARFILM

«Wir kriegen Sie schon schwanger!»

Barbara Burger beschreibt in «Kinder machen» Trends und absurde Auswüchse der Reproduktionsmedizin, bleibt in der Wertung aber wohlthuend offen.

VON ANDREA ROEDIG



Autowerkstattatmosphäre im Kinderwunschzentrum: «Wir putzen erst mal Ihre Eileiter» – und dazu läuft «Mensch» von Herbert Grönemeyer. STILL: FAIR & UGLY

Der Mensch ist ein flexibles Tier, er gewöhnt sich mit der Zeit an alles. Im Guten wie im Bösen sind wir bereit, nach einer Weile für normal zu halten, was zuvor noch als absurd erschien: Rauchverbote und Fitnessapps, Elektroautos, Homoehe oder die Art und Weise, wie man Kinder macht. «Shifting baselines» nennt sich dieser psychische Mechanismus, mit dem wir Kriterien der Beurteilung beständig ans Gegebene anpassen.

Triebfeder «Kundenwunsch»

Barbara Burgers Dokumentarfilm «Kinder machen» handelt von «shifting baselines», auch wenn der Begriff nicht fällt. Die Regisseurin zeigt darin eindrücklich, in welchem Treibsand die alte Frage steckt, was der Mensch sei und wie er entstehe. Burger ist an einigen Stellen als Stimme aus dem Off präsent; sie nimmt uns mit auf eine Reise zu Arztpraxen, Fachmessen und Kongressen, Ständeratsdebatten und in dunkel gehaltenen Labors. «Hier sehe ich zum ersten Mal, wie eine Eizelle künstlich befruchtet wird», sagt die Filmemacherin, und wir sehen es auch durchs Mikroskop, wie die Mikropipette einige Spermien aus der Petrischale aufsaugt, dann durch die Haut einer Eizelle sticht und ein Spermium einfügt. Da entsteht – vielleicht – gerade ein Kind, das Verfahren nennt sich intrazytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI), und die Stimme aus dem Off fragt sich, wie viele künftige Menschen hier wohl im Raum versammelt sind.

Burger folgt hauptsächlich drei ProtagonistInnen, die auch exemplarisch für unter-

schiedliche ethische Haltungen stehen. Die Gynäkologin Elisabeth Berger-Menz bietet ihren Patientinnen mit Bedacht reproduktionsmedizinische Verfahren an, weil eben Fortpflanzung ein «Grundbedürfnis des Menschen» sei und weil sie weiss, dass «Frauen bis ans Ende der Welt» gehen, um sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Der Film zeigt Berger-Menz oft in Diskussion mit einer Mitarbeiterin, im Nachdenken, wie weit man gehen solle, und im Bemühen, zu unterscheiden, wo eine sinnvolle Massnahme endet und der blosse Kommerz anfängt. Denn der «Kundenwunsch» ist ja die mächtige Triebfeder im System.

Ihn bedient, bedingungslos und effektiv, Jörg Puchta, Leiter eines Kinderwunschzentrums in München. Sein Ton klingt nach Autowerkstatt: «Wir putzen erst mal Ihre Eileiter, die werden dann besser als vorher. Wir kriegen Sie schon schwanger!» Auch wenn in diesen Zeugungsprozessen nichts mehr «natürlich» abläuft, bleibt die Arbeitsteilung des Personals eigenständig gegliedert: Während im Labor Embryologinnen die befruchteten Eizellen hüten und mit ihnen wie mit kleinen Kindern sprechen, nimmt Puchta den finalen Akt der Rückgabe in den Uterus selbst vor. Er fordert die Patientin auf zu lächeln, während er ihr zum Sound von Herbert Grönemeyers «Mensch» die in vitro fertilisierten Eizellen wieder einführt.

Zwischen den Extremen Berger-Menz und Puchta steht als dritter Protagonist der

Physiker Klaus Rink. Er hat eine Laserapparatur entwickelt, mit der sich einzelne Zellen der Blastozyste abtrennen lassen – perfekt für die Pränataldiagnostik. Rink ist der Forscher als Nerd: Nie würde er etwas tun, das dem Embryo schade, sagt er – aber er freut sich wie ein Junge über gelungene Versuche und seine Technik, die es auch erlaubt, Eizellen nach genetischen Merkmalen zu selektieren.

Sich fortpflanzen zu wollen, sei ein tief verankertes Bedürfnis. Ist das so?

Eizellen tiefgekühlt

Reproduktionsmedizin ist ein grosses Geschäft, eine «Industrie», heisst es im Film auch. Stark sind die Szenen mit Berger-Menz auf der grössten europäischen Fachmesse für Reproduktionsmedizin, die ein gigantisches Angebot an Erfindungen ausstellt, ein am Oberschenkel zu befestigendes Spermieninduziergerät etwa oder den «Flachbettinkubator». Eine andere starke Szene spielt in der Sprechstunde bei Puchta: Da sitzt ein Paar, in Rückenansicht gezeigt, das gern künstliche Befruchtung hätte, weil es terminlich nicht so passe mit der natürlichen. Ausserdem sei in China, wo seine Frau herstamme, die künstliche Befruchtung mittlerweile ganz üblich, sagt der Klient.

Warum auch nicht? Was spricht dagegen, wenn das Verfahren möglich ist und Vorteile hat? An In-vitro-Fertilisation haben wir uns gewöhnt, Pränataldiagnostik ist in der Schweiz nach dem neuen Fortpflanzungsgesetz erlaubt.

Etwas gruselig wird es beim sogenannten Social Freezing, dem Einfrieren von Eizellen, was früh im Leben geschehen sollte, «wenn das Material noch gut und frisch ist».

Von Material ist viel die Rede, von der Qualität der Spermien und Eizellen. Social Freezing würde es Frauen erlauben, auch in höherem Alter noch Kinder zu bekommen, so als könne man eine Falte in die Zeit legen, die Vergangenheit in die Gegenwart holen. Puchta sieht kein Problem, und Firmen wie Flowerkid machen sich an die Vermarktung. «Was wird in zwanzig Jahren sein? Werden unsere Töchter ihre Eizellen ganz selbstverständlich einfrieren lassen?», fragt Burger aus dem Off. Ihr Film bleibt in der Bewertung wohlthuend offen.

Von wegen «natürlich»

Was fehlt, ist einzig ein Kommentar zur Absurdität der Mühen, mit der ein kleiner Teil der Menschen Kinder produziert, während anderswo auf der Welt offenbar zu viele geboren werden. Denn eigenartigerweise stellt die Reproduktionsmedizin alles infrage, die Grenzen der Körper, die gesamte Fortpflanzungsbiologie – nur nicht den einen Punkt, der eigentlich der einfachste wäre: den Kinderwunsch selbst. In Bezug darauf ist das Argument der «Natürlichkeit» immer noch gut genug. Sich fortpflanzen zu wollen, sei ein tief verankertes Bedürfnis. Ist das so? Der Mensch gewöhnt sich an alles. Warum nicht auch an den Gedanken, keine Kinder zu machen?

«Kinder machen». Regie: Barbara Burger. Schweiz 2017. Neu im Kino.

SPIELFILM

Ungebrochene Heldin



«La Belle et la Meute». Regie: Kaouther Ben Hania. Tunesien 2017. Neu im Kino.

Die junge Frau trägt ein verführerisches blaues Trägerkleid, vergnügt schäkert sie mit ihren beiden Kolleginnen. Wir sind auf einer StudentInnenparty in Tunis, bald lacht sich Mariam einen gut aussehenden Kommilitonen an. Doch der für maghrebinische Verhältnisse ungewohnt lustvolle Einstieg endet jäh nach wenigen Minuten. Völlig zerzaust und laut schreiend torkelt die offensichtlich traumatisierte Partygängerin über die Strasse: Vor dem Lokal wurde sie von zwei Polizisten in deren Dienstwagen vergewaltigt. Nun begleitet sie ihr Tanzpartner Youssef auf der Suche nach dem nächsten Spital, um ein Attest zu erhalten, damit die Vergewaltigung angezeigt werden können.

«La Belle et la Meute» basiert auf einem realen Fall, der 2012 in den tunesischen Medien breit thematisiert wurde. Regisseurin Kaouther Ben Hania, geboren 1977, geht es in ihrem zweiten Spielfilm nicht um die Inszenierung der Gewalt, sondern vielmehr um die institutionelle patriarchale Repression, die ihrer Heldin beim vergeblichen Versuch, ihre beiden uniformierten Peiniger anzuzeigen, widerfährt. Die nächtliche Odyssee führt Mariam durch medizinische und polizeiliche Räume: Im Spital bringt ihr das weibliche Personal keinerlei Empathie entgegen, die Einvernahme durch die Polizeibeamten entwickelt sich zum sadistischen Erniedrigungsritual. Der Gang durch die Institutionen wird zum klaustropho-

bischen Albtraum. Je sadistischer die mutige Protagonistin von ihren Peinigern verbal und moralisch in die Enge getrieben wird, desto zäher leistet sie Widerstand. Als ungebrochene Heldin beharrt Mariam bis zum Schluss auf ihrem in der Verfassung verankerten Recht.

Kaouther Ben Hania erzählt elliptisch und in langen Sequenzen. Neben der von Mariam Al Ferjani brillant gespielten Hauptfigur wirken die männlichen Protagonisten in «La Belle et la Meute» trotz ihres perfekt inszenierten sadistischen Gebarens recht blutleer – das von der Regisseurin intendierte Spiel mit dem Genre des Horrorfilms kommt deshalb nicht wirklich zum Tragen.

CATHERINE SILBERSCHMIDT

DOKUMENTARFILM

Briefe aus der Emigration



«No ho l'età». Regie: Olmo Cerri. Schweiz 2017. Neu im Kino.

Es war ein Überraschungssieg: Am Concours Eurovision de la Chanson in Kopenhagen 1964 sang sich die gerade einmal sechzehnjährige Italienerin Gigliola Cinquetti mit ihrer braven Darbietung des Liedes «Non ho l'età (per amar-ti)» (Ich bin noch nicht alt genug (um dich zu lieben)) auf den ersten Platz. Sie wurde zum Star und erhielt bis Ende der siebziger Jahre über 140 000 Fanbriefe aus aller Welt.

Diese Briefe nimmt der Tessiner Regisseur Olmo Cerri nun zum Ausgangspunkt für seinen Dokumentarfilm «Non ho l'età». Allerdings steht nicht die Sängerin im Zentrum seines Films, sondern vier dieser Briefeschreibenden: Alle vier sind in die Schweiz migrierte ItalienerInnen. Carmela Schipani kam als Kind

von GastarbeiterInnen mit elf Jahren illegal in die Schweiz. Sie versteckte sich drei Jahre in ihrem Zimmer und schrieb Cinquetti einen Brief, um ihr zu zeigen, wie sehr sie sie mochte. Maria Brasson wiederum bat Cinquetti um Rat beim Kauf einer Gelateria. Die verstorbene Mutter von Lorella Previeto erzählte Cinquetti von ihren drei Kindern und bat die Sängerin, ihr finanziell zu helfen, weil sie kein Geld für Heizöl habe und ihre Kinder in der kalten Schweizer Wohnung frören. Don Gregorio Montillo schliesslich bedankte sich als junger Theologiestudent bei der Sängerin für den Trost, «den Sie uns in unserer Emigration schenken». Ihr Lied schien einen Nerv getroffen zu haben, wie Montillo im Film erzählt: «Die Männer weinten,

wenn sie das Lied fertig gesungen hatte, schlugen sich mit der Faust auf die Beine und sagten: «Verdammte Emigration!»

Cerri lässt die Betroffenen von damals erzählen, begleitet sie in ihrem Alltag. Immer wieder dringt durch, wie einschneidend und endlos eine Migration ist. Die Biografien ergänzt er mit historischem Filmmaterial – Ausschnitte aus «Siamo Italiani» von Alexander J. Seiler oder Aufnahmen von James Schwarzenbach, der vor der «Überfremdung» warnt – und erinnert so eindrücklich an eine noch nicht lange zurückliegende Zeit, in der die ItalienerInnen als Arbeitskräfte ausgebeutet und als Menschen missachtet wurden.

SILVIA SÜESS